

Zurückgelassen

Romanfragment

Ein Bericht wie Haushofers oder einer Streeruwitz. Ich las solche Bücher nie, müssen Sie wissen. Die Wand! Die Verfilmung faszinierte mich. In der Bibliothek meiner Frau stöberte ich hervor, was ich früher niemals aus Regalfächern gezogen hätte. Ihr nahe kommen? Eine Methode, in der Hilflosigkeit, der Verzweiflung begründet? Mag sein.

Muss es. Ein Bericht der Ereignisse, die dazu geführt haben, dass ich heute der bin, der ich bin. Muss es. Ein Bericht der Tage und Wochen die davor lagen und der Ereignisse, die folgten. Muss es. Ich schreibe, bis ich ganz leer bin, bis die Dinge aus meinem Kopf sind. Muss es. Damit ich nach vorn blicken kann. Muss es. Damit etwas wie Leben wieder möglich ist. Wo sie schrieb, sie muss den Bericht machen, um nicht den Verstand zu verlieren und schreiben gegen die Angst, muss auch ich schreiben, um Ordnung in die Gedanken zu bringen, um zu verstehen, um vielleicht endlich zu erfahren, warum es geschah. Muss es. Ich weiß nicht, ob es diesen Zweck erfüllen wird, aber ich beginne. Ich verstehe, warum sie schreiben musste. Mit ihr im Jagdhaus bin ich, an den Nachmittagen, in den Nächten. Mit ihr bin ich, mit ihr ängstige ich mich. Ist meins auch Angst? Nein, eine alles übermächtige Verlorenheit, ein Vergessenwordensein, Zurückgelassensein. Angst habe ich keine, sondern die Gewissheit, dass es so ist. Ich habe keine Wahl. Es gibt für mich keinen anderen Weg. Ich muss ihn gehen. Man muss einen Fuß vor den anderen setzen. Hillary Clinton sagte in einem Interview 2012, es gäbe kein Aufgeben, keine Wehleidigkeit, ob die Strähnen gelungen wären oder nicht - so eine Frauensache, das Haar muß sitzen - oder die körperliche Verfassung an diesem Tag wenig gut wäre, kein Aufgeben, sondern weitermachen. Joe Biden verkörpert Nicht-Aufgeben einige Jahre später in noch mächtigerem Ausmaß. Was hat dieser Mann durchlitten! Gelegenheiten, aufzugeben, nicht angenommen, Rückschläge, Fehler nicht als Zeichen, aufzuhören angesehen, auch den Tod, die vielen Tode nicht,

sondern durch alle Pein wie Hiob weiter, weiter bis zum schlussendlichen Sieg. Hillary Clintons Vergleiche wären nicht die meinen, doch verstehe ich auch sie. Das Äußere, Outfit, Image sind wichtig, geben Selbstvertrauen und eine Portion Stärke. Männer mit flachsblonder teppichartiger Föhnfrisur, mehr oder weniger bewusst zerzaust, in den Wind gehängt! Meine Herren, Sie haben ein wichtiges Meeting, müssen sich gegen diesen unappetitlichen Rotzlöffel von jüngerem Konkurrenten behaupten - und sind unrasiert. Sie verstehen. Humor, oh ja! Genug des launigem Verständnisses. Zurück zu Ernsthaftem. Hilft Joe Biden, katholisch zu sein? Ich denke wohl. Womit wir zurück beim biblischen Hiob sind. Nein, *ich* sehe mich nicht als Hiob, fühle mich im Glauben nicht so stark wie jener. Ich heiße nicht Hiob, Job, auch nicht Joe. Mein Name ist Ludwig Thomas Trattner.

Es ist lange her. Ich mag die vielen Wochen, Monate nicht mehr zählen wie anfangs. Natürlich weiß ich, wieviel Zeit inzwischen vergangen ist. Was ist Zeit! Es gäbe eine Zeit für dieses und jenes, gäbe sie theoretisch. Oder gibt sie nicht mehr. Kein könnte oder würde geben oder hätte gegeben. Es gab und nun nicht mehr. Ob es wieder etwas geben wird? Ich weiß es zum jetzigen Zeitpunkt nicht. Ich mag nicht hoffen oder *noch* nicht hoffen. So weit bin ich nicht. Zuerst muss dieser Bericht geschrieben sein. Muss es. Dann sehe ich weiter. Einen Fuß vor den anderen setzen, Schritt für Schritt den Weg gehen. Mein Weg heißt nun schreiben. Muss es. Wort für Wort, Zeile für Zeile aufschreiben, wie es dazu kam, was danach geschah, wie ich bis hierher kam. Ich weiß nicht, was wird. Davon bin ich weit entfernt.

Diese Art Stille, die voller Geräusche ist. Der Wald atmet den ruhigen Atem am Morgen, nachdem die Feuchte getrocknet, die Wärme das Leben schon erregt hat. Tausendfach Leben, Bewegen, Rascheln, Hasten, Gleiten, Schlingeln, Tasten, Riechen, Horchen, Gefahr erahnen und für den Augenblick beruhigt weiterleben.

Wir hatten uns an diesem Morgen im Hochfrühling ein Picknick zurechtgemacht. Mit dem Auto sind wir in *unseren* Wald gefahren, die Strecke den Weg hinauf zum Waldrand der Weide gegangen. Wir wollen picknicken wie in England oder Frankreich, hatte sie munter gemeint. Dort saßen sie auf Stühlen gleich neben der Bundesstraße, nahmen Geschirr und Gläser heraus und feierten ihr Picknick wie das festlichste Dinner. *Savoir vivre*. Ich hatte vergnügt gelächelt, so machen wir es, geantwortet und den Rucksack und den Korb mit guten Dingen geschultert. Laß uns genießen. Ein Huhn, Apfelkren, Würstel, Oliven, eingelegte Zwiebeln und Schwammerln, schottische Eier, persischer Salat mit gewürfelten Tomaten, Gurken, Radieschen, Löwenzahn statt Petersilie, Kürbiskernweckerln und Dinkelbrot, ein Blätterteig-Obstkuchen, Äpfel und in Asche schwarzgrau gewälzter Schafsbrie, der verdächtig aussah, doch köstlich schmeckte, waren unsere Favoriten für ein Essen auf der Wiese. So viel gutes Leben! Die Italiener sagen, beim Essen wird man nicht alt. Ich packte ich eine Flasche Merlot dazu, grünen Tee und Hollersaft, die Zeitungen und ihr aktuelles *Lesebuch*. Jeden Tag ein, zwei Titel, daher kann ich mich an den damaligen nicht mehr exakt erinnern - war es ihre Handke-Phase oder Virginia Woolf again? Wir waren mit dem Auto vom Haus bis zum Ende der Straße gekommen und trugen alles den Weg bis zum gewohnten Platz. Hier wollten wir den Vormittag verbringen. So wie wir zu Hause am großen Frühstückstisch mit abonnierten Zeitungen und üppigem Frühstück den Sonntagmorgen genossen, sollte es draußen im Wald sein.

Machte etwas den Tag besonders? Nein, schlicht ein erster freier Tag nach langer harter Arbeit. Zwei Projekte fertiggestellt, das nächste in Aussicht. Ich hatte mich mit einer Werbeagentur nach der Rückkehr in diese eine Gegend meiner Kindheit - es gab deren mehrere - erneut selbständig gemacht. Der Aufbau war zäh gewesen, doch dank einiger, ich muss sagen, Glücksfälle und mutiger Schritte meinerseits trug sie sich nun. Nicht zurücklehnen durfte man sich, musste sich immer wieder in Erinnerung rufen, das wohl. Musste es. Allmählich funktionierte die Mundpropaganda, und die Empfehlungen brachten Projekte ins Haus, die ich in Kooperation

mit freien Mitarbeitern nach Bedarf abwickelte. Es machte mich stolz, Leuten Arbeit geben zu können, hatte es mir so vorgestellt. Nach den Jobs in Agenturen und Unternehmen, die nach Ende des Auftrags, Vorstandswechsel oder Firmenverkauf, derer es um 2000 viele gab, sofort neu besetzt wurden, gefiel es mir, in etwas längeren Zeitläuften agieren zu können. Erfahrung brachte Souveränität und Gelassenheit in heiklen Momenten. Ich war in der jeweiligen Stresssituation der, verloren die anderen die Nerven, erst zu Betriebstemperatur auflief. Wie im Sport hatte ich Freude daran, mich zu beweisen. Beim Marathon wird es auch erst nach Kilometer dreißig interessant oder am Berg nach zehn Seillängen mühsamen Durchstiegs einer, sagen wir, nicht eben freundlichen Wand im Gesäuse. Man schätzte diese meine Eigenschaften. Ich selbst vertraute darauf wie einem zuverlässigen Gefährten. Es brachte Ruhe in mein Leben wie diese Frau, die ich in der Stadt kennengelernt und rasch festgestellt hatte, dass sie unweit meines jahrelangen Sommerferienortes aufgewachsen war. Wir entschieden uns rasch füreinander. In der Mitte des Lebens kennt man Qualität, meinten wir. Wir ergänzten und vertrauten einander, lachten, bestiegen die Berge, wanderten lange Wege in den ehemaligen Grenzwäldern, erkundeten neue Gegenden, besuchten altbekannte Orte, zeigten einander Landstriche, Kulturen, Bücher, Musik, Wissenschaft, Technisches und Handwerk, das der andere nicht kannte. Die Liebe wuchs oder sage ich besser, sie breitete sich aus wie Wellen am See und erfüllte alle Lebensbereiche mit Freude und einer grundtiefen Sicherheit. Wir hatten von einem bestimmten Tag an beschlossen, das Leben gemeinsam zu verbringen. Gute Entscheidung! Ich war übersiedelt, hatte etwas Neues aufgebaut. Nach einem guten Platz zum Leben hatten wir uns umgesehen und ein Haus errichten lassen. Die ersten schweren Arbeiten hinter uns, viel Handwerklichem, hatten wir Freude am Herbeibringen von Mobiliar, Bildern und Gegenständen. Ich hatte mich in diversen unternehmerischen Zirkeln engagiert. Als Webdesignerin war meine Frau ein unverzichtbarer Teil unserer gemeinsamen Firma. Das neue Leben entfaltete sich für uns beide zum Positiven.

Hatte man die sich über Jahre erstreckenden Anzeichen nicht beachtet, kam der Infarkt völlig unerwartet. Er ereilte mich eines Morgens am Schreibtisch, während ich mit einem Kunden wegen eines Todesfalles telefonierte. Mir war schwindlig geworden, die Finger an der Tastatur dick geschwollen. Ich war vom Sessel gesackt, fand mich am Fußboden wieder, dachte Kreislauf, ob ich Wasser aus der Küche holen könnte? Die Beine waren gefühllos. Ich richtete mich an der Wand auf, griff nach dem Telefon, merkte, Schwierigkeiten mit Ziffern. Ich versuchte, die Nummer des Hausarztes zu finden. Es gelang mir nach mehreren Versuchen. Vergebliches Läuten. Er hatte keinen Anrufbeantworter und keine Weiterschaltung zur Ärztezentrale. Ich gab nicht auf, versuchte, in der Namensliste den meiner Frau zu finden. Sie war am frühen Morgen zu einer Präsentation gefahren. Vor dem späten Nachmittag erwartete ich sie nicht zurück. Ich konnte nichts entziffern. Ich brauche Hilfe, sagte ich wortlos zu mir, griff nach dem Telefonbuch im untersten Fach des Wandregals. Auf den ersten gelben Seiten ist die Notrufnummer, ich finde sie. Ich kämpfte, um die drei Nummern zu wählen. Am Display des Mobiltelefons gerieten mir die Zahlen durcheinander. Eine Stimme. Eine flüchtige Bekannte, nicht der Notruf. Ich tippte erneut. Eine weitere Stimme. Erleichtert wollte ich mich melden. In diesem Moment erkennend, keine Stimme. Nun erschrocken, versuchte ich es dennoch. Was war bloß mit mir? Mit großer Mühe konnte ich das Wort „Anfall“ lallen. Der nächste Gedanke war, das ist ein Mobiltelefon, ein Handy lässt sich orten. Schon hörte ich die Telefonistin tippen. Sie sagte meinen Namen und die Adresse. Mit einem gestammelten „Ja“ bestätigte ich. Sie bliebe dran, sagte sie ruhig, sie kämen rasch.

Ich schob mich den Gang entlang, hievte mich am Türgriff hoch und sperrte die Haustür auf. Sie hörte es. Ich schob mich ins Schlafzimmer, kramte etwas Wäsche und eine Tasche aus dem Garderobenkasten. Ins Wohnzimmer zurückgekrochen schlug ich im Adressbuch die Seite mit dem Namen meiner Frau auf. Nach wenigen Minuten hörte ich den Hubschrauber auf der Wiese vor dem Haus landen. Sanitäter kamen herein, der Notarzt beugte sich über mich, in der Tür stand ein Polizist. Der Arzt

erkannte, dass ich nicht sprechen konnte. Ich reichte einem der Sanitäter das Handy. Er verstand nicht, dass er nach ICE suchen sollte. Ich blickte mich um, ob einer der Männer einen Ehering am Finger hatte, deutete auf den des Arztes und auf den Namen im Adressbuch. Er nickte. Sie versorgten mich mit einem Tropf, nun müssten wir allmählich ins Spital, meinte er, und man trug mich zum Hubschrauber. Keiner der Nachbarn kam aus dem Haus. Wir überflogen den See. Im Spital einen Gang entlang. Der Arzt musste überzeugen, dass in meinem Alter eine MT noch Sinn machte. Ich lallte einige Nummern, die Telefonnummer meiner Frau. Der Arzt saß an der Trage, humorvoll tröstend bemerkte er, es ginge wohl nicht so einfach, nicht wahr. Offensichtlich stand es nicht so schlimm mit mir, da ich wieder einige Worte sprechen konnte. Da sah ich meine Frau mit schreckstarrem Gesicht neben der Trage. Später erfuhr ich, die Polizei hatte sie erreicht. Die Schwiegereltern hatte man angerufen. Deren Name war im Adressbuch. Nein, ihr Mann wäre wohl auf, wäre im Hobbykeller, hätte die Schwiegermutter auf die Feststellung des Polizisten geantwortet, ihr Mann hätte einen Herzanfall erlitten. Der Irrtum klärte sich auf. MT, ernste Gesichter, mir wurde verständlich gemacht, dass ich neben dem Infarkt einen Schlaganfall erlitten hatte, deshalb nicht sprechen könnte. Man brachte mich auf die Intensivstation. Meine Frau würde am nächsten Tag wiederkommen.

Am Morgen fühlte ich mich etwas weniger erschöpft, bewegte die Glieder, machte zum Erstaunen der Schwester meine üblichen Gymnastikübungen, ging zur Toilette, tippte ein SMS ins Handy. Das Reden fiel mir noch immer schwer, meine Zunge wie bleiern. Doch konnte ich mich verständlich machen. Meine Frau kam. Ich war angezogen und aufgestanden. Sie berichtete, es hätte laut den Ärzten weitaus schlimmer enden können. Natürlich meinte ich ignorant, - ich hatte mich nie um Krankheiten gekümmert, Reden darüber unterbunden, schnell abgekürzt - ich könnte bald wieder heim. So einfach war es nicht.

Nach drei Wochen unterschrieb ich das Reversformular. Endlich schlafen wollte ich, was im Spital unmöglich war. Völlig übermüdet war ich täglich in der Kapelle auf eine Bank gesunken und dort eingedöst. Im Zimmer war an Schlaf nicht zu denken. Der Neubau, rasch fertiggestellt, hatte papierdünne Wände. Redselige muntere Mitpatienten plauderten, als ginge es um ihr Leben, fänden nie wieder einen Gesprächspartner. Mein Zimmernachbar klingelte des Nachts wenigstens vier Mal nach der Schwester und entleerte geräuschvoll sein Inneres auf dem WC-Stuhl. Man schob ihn nicht ins Bad, erledigte dies trotz meines Protestes direkt im Zimmer. Frisch umgeschulte Pfleger - vom Fließband in der Werkshalle einer eben zugrunde gegangenen heimischen Schuhproduktion kommend - stürmten um sieben Uhr morgens den Raum, das Bad. Auf meinen neuerlichen Protest hin wurde mir die Anstaltspsychiaterin für ein Gespräch empfohlen. Diese, eine vernünftige Frau, meinte lakonisch, ich hätte ja recht. Anklopfen wäre vernünftig. Aus demselben Grund verweigerte ich die Reha im hinteren Gailtal. Der Gedanke erweckte in mir Verbanntsein. Dort würde es ebenso wie im Spital sein, meinte die Psychiaterin. Ich wurde nach Hause entlassen.

Drei Wochen existierte ich auf einer Bank an der Hauswand mit Blick auf unseren riesigen vierstämmigen Jahrhunderte alten Eschenbaum. Nach weiteren vier Wochen konnte ich wenige Meter gehen und übte mich im Sprechen. Eine Reise zu einem Alternativmediziner an den Bodensee war das Schlüsselerlebnis. Meine Frau fuhr lange Stunden am Stück quer durch das Land mit mir auf der Rückbank liegend. Von da an setzte ich die Schulmedikamente ab. Mit Crateaegus und Bingen-Medikamenten stärkte ich mein Herz, bis ich von 10% Kapazität und drohender Transplantation binnen zweier Monate auf 40% war. Meine Spaziergänge verlängerten sich von 10 Minuten auf eine Stunde und mehr. Ich übte mithilfe einer Rhetoriklehrerin, machte Gedächtnistraining, spielte Schach, löste Rätsel, las, was mir unter die Finger kam. Binnen eines Jahres absolvierte ich systematisch Wandertouren in der Umgebung. Danach war das Herz zwar auf erst 50%, doch hatte ich Kraft und Vertrauen gewonnen, gesünder zu werden. Meine Frau konnte mich wieder allein lassen und unsere Agentur

weiterführen. Der Schock saß tief. Unter dem Druck der meiner Krankheit wie der Existenzsicherung litt sie.

Um eine Pension nach solch einem Ereignis zu erhalten müssen Sie in Österreich selbst monatelang kämpfen. Das nimmt Ihnen niemand ab. Aus Skandinavien kenne ich, dass Mitarbeiter der Krankenkassen alles Administrative für das Leben danach bereits im Spital erledigen, im Heimatort frühzeitig voraussichtlichen Hilfsbedarf erheben, allfällige Betreuung organisieren. Zukunftsmusik hierzulande! Ich schraubte mein eigenes Arbeitspensum von Null auf ein erträgliches Maß hoch, alles weglassend, was Stress verursachte. Mein Hausarzt wusste, ich ließ die schulmedizinischen Medikamente weg; meine Verantwortung. Es ging aufwärts. Ob Bergsteigen und Klettern, Schitouren, Schwimmen, Tennis oder Tanzen, all die Sportarten, die ich liebte, wieder möglich wären? Ja, ich dachte tatsächlich daran.

Im zweiten Sommer wanderten wir im Hochgebirge auf über 2000 Metern zu einer Hütte. Ich war selig. Wir nahmen eine Bergbahn und kletterten wenige Minuten in einem Steig. In der Ebene konnte ich bis zu drei Stunden wandern, laufen unmöglich, beweglicher fühlte ich mich. Die Zeit des Radius Schreibtisch, Herd, Bett war vorbei. Ich betätigte mich etwas im Garten oder suchte Pilze im Wald. Eine Stunde Theater, Musik, ins Kino oder zu einer Veranstaltung gönnte ich mir. Wir wurden geübt darin, in der Pause zu gehen. Das Leben war lebenswert und hatte wieder an Qualität gewonnen.

Mit dem Gedanken an die Kinder, die nicht geboren worden waren, hielt ich mich nicht auf. Meine Frau hatte mehrere Fehlgeburten erlebt. Wir gaben uns zufrieden, fanden uns mit dem ab, was real war. Mussten es. Wir gestalteten unser Leben neu. *Make something out of nothing*, erinnerte ich mich an eine kluge afrikanische Frau unter Emigranten. Im Vergleich zu diesen Gestrandeten hatte ich so viel!

Carpe diem. Glücklich wanderte ich hinter meiner Frau her. Sie ging vorneweg, um Fotos zu machen. Dies war eine andere Liebe als die leidenschaftlichen Sehnsüchte der früheren Jahre, der Bedürftigkeiten. Wir hatten nicht nur die Krankheit durchgestanden. In der kurzen Zeit miteinander waren Ereignisse eingetreten, vor denen andere aufgegeben hätten. Stolz aufeinander, sahen wir die Schrammen und Wunden des anderen, Kratzer, Verletzungen und Narben. Gekämpft und gewonnen. Wir würden leben, genießen und die Jahre würden vergehen. Wir würden sie nützen.

Andre Heller rät, die Tage solle man mit Gutem und Produktivem, mit Schönem und Sinnlichem füllen. Die Zeit sei kurz. Ich hatte über zwanzig Jahre allein zugebracht. Nun genoss ich die Zweisamkeit. Im Slowenischen gibt es eine grammatikalische Form, das Dual, eine Endung für nur zwei Personen zwischen ein- und Mehrzahl. In unsere Eheringe ließen wir dieses „Wir zwei“ – „Mi dva“ eingravieren. Obwohl keine Slowenischen, wie man hier sagt, sind wir der Kultur, der Sprache nahe. Das Herz war gefüllt mit Erinnerungen, der freudigen Tage wie der schrecklichen.

Wie konnte ich wissen, dass dem nichts mehr folgen würde? Haushofer verweist ganze vierzehn Mal auf das zukünftige Alleinsein, zählte ich beim Durchblättern der Buchseiten. Im Gegensatz zu Männern wissen viele Frauen, dass eine Zeit kommt, in der sie allein sind. Müssen es. Männer werden im Krieg vermisst, getötet, erleiden Unfälle, Kinder verlassen naturgemäß das Haus. Die letzten Lebensjahre verbringen Frauen zumeist allein. Männer sind um Jahre älter, sterben früher. Wie bereiten sich Frauen auf die Witwenschaft vor? Müssen es. Lernen sie rechtzeitig Unabhängigkeit, Selbstbestimmtheit, Entscheidungssicherheit, tanken sie Kraft und Stärke für die schweren Jahre? Unsere Generation der sechziger Jahre hat kaum Kinder. So viele wie noch nie leben als Singles. Nur jung und

gesund möglich? Man muss Freunde um sich scharen! Man muss mit sich selbst allein sein können, sich selbst Freund sein. Muss es.

Wie komme ich bloß auf solche Gedanken, fragte ich mich, meine Frau überholend, die sich zu einer Pflanze niedergebückt, die Kamera gezückt hatte. Hinter mir hörte ich Männerstimmen. Eine Gruppe stieg rasch den Pfad herauf. In der Menge der Herankommenden sah ich meine Frau nicht mehr. Ich blickte mich um, nachdem die Männer in zügigem Tempo plaudernd, grüßend an mir vorüber waren. Ich rief. Ich sah sie nicht. Ich betrat den Wald, horchte aufmerksam, rief wieder, nahm meine kleine Pfeife aus Jugentagen aus der Hosentasche, pfiff das vereinbarte Zeichen, horchte. Keine Antwort. Stille. Ich setzte mich an den Wegrand. Ich horchte. Ich rief. Ich horchte. Ich rief. Ich ging den Weg ein Stück zurück, beobachtete prüfend die Spuren, alle von den Männern niedergetretenen, kein seitwärts Ausscheren in den Wald. Nichts. Waldstille.

Sie muß hier irgendwo sein! Was tun? Ich nahm Papier und Stift aus meinem Rucksack, schrieb, dass ich zurückgegangen wäre, legte es gut sichtbar unter einen Stein, scharfte mit einem Stock einen Pfeil auf dem Weg, legte Äste aus, als Zeichen, in welcher Richtung ich gegangen war. Ich rief wieder und wieder, ich pfiff wieder und wieder. Ich weiss nicht, wie lange ich gesucht, gerufen, gehorcht habe.

War sie in den Wald gegangen, um auszutreten, in der Hoffnung, Pilze zu finden, war sie weiter weg, vom Weg abgekommen? Hatte ich sie nicht gehört über dem Geplauder der Männerstimmen. In immer größeren Kreisen suchte ich im Wald nach Spuren, rief, konzentrierte all meine Sinne auf Geräusche, auf das Warngekreisch eines Vogels, auf Knacken im Unterholz, auf ein Rutschen, Steineprasseln, auf jeden Laut. Ich sah auf meine Uhr. Noch war es hell. Im Tal konnte ich um Hilfe bei der Suche nach ihr bitten. Der Weg zur Straße war nicht weit. Immer wieder rufend ging ich zum Auto zurück in der Gewissheit, sie würde kommen, wäre dort, wir

würden uns treffen. Wie wir immer vereinbart hatten, würden wir uns verlaufen, was nie der Fall war. Wir würden an den gemeinsamen Ausgangspunkt zurückkehren. Geeicht durch Alpinausbildung und Erfahrung draußen, hatten Orientierungssinn, geübt im Bewegen in der freien Natur. Noch ahnte ich nichts. *Uns einwalden* nannte ich es. Wir waren draußen zu Hause. Wir.

Sie kam nicht. Meine Frau kam nicht wieder. Nicht wieder zurück zu mir. Mein den Notruf rufend, mein Warten, Erklären, die Männer Anweisen, den Weg wieder hinauf Gehen, Rufen, meine Erschöpfung in der Dämmerung, deren systematische Suche, beruhigende Professionalität, Blicke voll Mitleid, mein Zuhören, als der Rettungsleiter begütigend sagte, spätestens im Morgengrauen stiegen sie wieder auf. Ich solle nach Hause, einige Stunden Schlaf finden. Die Polizei wäre verständigt, sollte sie an anderem Ort auf die Straße gelangen. Sie kämen wieder, sie gäben nicht auf. Sie fänden meine Frau, sicher doch, hörte ich. Sie ist fähig, eine Nacht draußen zu überleben, wo immer sie war, schon war es warm im Jahr, auch wenn sie verletzt wäre, mein Antworten. Meine Sicherheit, mein Vertrauen, meine Erfahrung. Meine Suche, Recherche, mein den Verwandten Erklären, meine Fragen, Nicht-Antworten, Polizei, Vermisstenanzeige, Fotos, Onlinesuche, Facebook, Plakate, Zeitungs-, Radio- und Fernsehberichte, – was man tut, jemand wieder zu finden. Spurlos verschollen. Nichts fand man.

Berichte von Verschwundenen kenne ich, im Land Natascha Kampuschs und Fritzls, zur Genüge. Wie viele Erwachsene verschwinden, kehren nicht zurück? Jener Unternehmer, der sich offensichtlich nach einer Bergtour nach Russland abgesetzt hat. Man wusste es nicht. Spurlos verschollen. Dumme Witze, Zigarettenholen, weg. Als Frau? Sie wollte mich niemals verlassen. Sie wollte bis zum Tod mir mit sein. Wir waren wie Philemon und Baucis, zwei Bäume, die mit und nebeneinander alt werden wie unsere Esche, die vierstämmig wuchs oder die sich umarmenden Bäume an den Wanderwegen.

In einem Monat, in einem Jahr. Ich spreche zu mir selbst, zu ihr, frage, hoffe, weine, trauere. Tage, Wochen vergehen, die Suche wird zur Routine im Leben, immer wieder etwas wie Hoffnung, Routine bei der Polizei, Medienberichte, Journalisten.

Wie ist das Leben an diesen Tagen? Eine Zukunft gibt es, natürlich, antworte ich auf die Frage einer Journalistin. Immer gibt es eine Zukunft. Wie sie gestalten? Ich sehe Alleinsein, Hoffen, Bangen, Suchen, Fragen, Anklagen, Verfluchen, Hadern, Wüten. Warum war ich gesund geworden, war ich für dieses Alleinsein gestärkt worden? Gott fragen, Gott antwortet nicht, niemand antwortet. Immer wieder Zurückkehren, wo ich sie zuletzt gesehen habe. Ich pilgere an diesen Platz, wandere auf den Wegen, die wir gegangen sind. Was würde sie an meiner Stelle tun? Wieder und wieder und wieder dahin. Ich sollte sie für tot erklären lassen, riet man mir nach zwei Jahren. Auch sie würde nicht aufgeben. Niemals würde sie die Suche einstellen lassen. Diesen Bericht muß ich für sie schreiben. Muss es.

Welche Art Alleinsein ist es nun? Früher war ich es. Ich weiß um die Fertigkeiten: Verantwortung, Sorgsamkeit, Vorsicht, Fürsorge für sich selbst, Kontakte, sich auf Neues einlassen. Früher war die Hoffnung auf eine Liebe, auf eine Frau. Alleinsein würde kein Dauerzustand sein. Heute? Die Liebe gewesen, alles gewesen, mein Alleinsein? Neue Beziehungen, Menschen finden sich wie Planeten, die die eigene Umlaufbahn kreuzen und sie wieder verlassen, hatte ich damals ein Bild gefunden, gehofft, vertraut. Heute ist es von anderer Qualität, denn ich habe die Zweisamkeit gekannt. Habe ich Hoffnung?

Wie gehen andere damit um? Die Freundin, die nie mit einem Mann gelebt, die irgendwann aufgegeben, sich im Alleinsein häuslich eingerichtet hat, mit den Bekannten, mit dem Tun, den Routinen - oder mit einem Hund. Die nie geheiratet, weil die Eltern zu pflegen waren, die nie Kinder bekommen hat. Frauen haben so wenige Jahre Zeit. Gerede über Gerechtigkeit? Ach, Wörter! Zu spät, den Mann gepflegt über Jahre, sich peu a peu von ihm

verabschiedet, gemeinsam die Jahre, den Abschied, das Nachher geplant hat.

Die alleinlebenden Männer, die ich kenne, ergeben sich irgendwann ausnahmslos sage ich Ihnen, dem Alkohol. Trost heißt, gehen wir was zusammen trinken. Trost? Keinen einzigen kenne ich, der nicht einer Sucht gehört. Der Sucht nach Frauen, findet er sich nach einem Schicksalsschlag sehr rasch eine Neue. Wenn nur jemand mit ihm, das Bett nicht leer ist. Ich ertrug die Ratschläge nicht. Allmählich hörten sie auf. Man ließ mich, den Witwer, in Ruhe.

Wäre es bei einem Unfall anders gewesen? Ein davonrasendes Auto, Fahrerflucht, im Straßengraben die Tote! Ich hätte einen Körper, einen Leichnam gesehen, ein Begräbnis *feiern*, sie betten und gutgemeinte Kondolenzen ertragen können. Wir hatten nach dem Herzanfall darüber gesprochen, was wäre, wenn Gespräche geführt. Hätte es mich getroffen, wäre sie allein geblieben? Testamentarisch hätte ich sie aufgefordert, sich um jemand Gesunden umzusehen, es mit dem Leben neu aufzunehmen, sich um Kinder, um Verwaiste zu kümmern. Sie sollte wieder einen Mann finden, wäre mein Auftrag an sie gewesen. Mein Vater meinte des öfteren, ein Mann müsse allein sein können. Bringt es mich um? Ihn hat es zum Tod gebracht. Er verwarloste und starb zu früh. Ein anderer Leitsatz wäre besser gewesen.

Meine Frau wollte während meiner Tage im Spital die Küche nicht betreten, weil dort niemand wartete, die Leere sie frösteln ließ. Sie ermahnte sich, sie würde mir im selben Fall raten, ich sollte tun, als ob sie zu Hause wäre, am Morgen in die Küche, Feuer machen, den Herd anheizen, Tee kochen, mich an den Tisch setzen, essen, und so tat sie es auch, übte sich in Routine und Disziplin und die Tage vergingen. Dann war ich wieder daheim. Wir lebten weiter.

Haushofer hatte Tiere um sich. Würde ich das tun? Als Kind hatte man mir Katzen und Hunde weggenommen. Heute würden sie bei mir bleiben

können. Hunde sind Freunde und werden alt. Ich habe noch nicht weiter darüber nachgedacht, ob ich ein Lebewesen an mich binden wollte auf diese Weise. Ich habe zu gärtnern begonnen wie meine Frau. Ich habe den Wald, die Wiesen, den Garten, das Blühende, Fruchtende. Dies gestatte ich mir, es geht nicht verloren.

Die Kundin, die nach Hause muss, weil dort ihr Hund wartet, die nicht ins Restaurant, Kino, Theater und Konzert geht, weil Hund. Die keine Reisen macht beziehungsweise nur in Hotels, die Hunde aufnehmen, keine Flugreisen, keine Spontanausflüge nicht ins Museum, in Ausstellungen oder zur Dichterlesung ins andere Tal, weil Hund. Keine Termine bei mir wahrnimmt, weil ich sie bitte, den Hund im Auto zu lassen. Ich mag die Haare nicht an den Möbeln, im Haus. Ich huste.

Ohne Tiere habe ich mehr Bewegungsradius. Ich liebe es, weit zu gehen. Ich übernachtete an einem Platz und gehe wieder. Seit meiner Kindheit träumte ich von langen Wanderungen, den Flusslauf hinauf bis zum Ursprung, eine Mauerruine entlang über die Insel, die Bergketten, die Grenzen. Ich gehe gern allein. Mit meiner Frau habe ich gelernt, zu zweit unterwegs zu sein. Wir gehen, pardon, wir *gingen* im guten Tempo, das für uns beide passte, für sie nicht zu rasch ist, pardon, war. Ich wusste damals nach dem Infarkt, ich muss aus Verantwortung ihr gegenüber wieder auf die Beine kommen. Muss es. Hätte ich mich so gut erholt, wäre ich damals allein gewesen, ohne Motivation für die geliebte Frau? Binsenweisheit: Es lebt sich leichter zu zweit. Man lebt überhaupt erst, ist man dem anderen verpflichtet. Man lebt erst im Du. Religionen, alle Bibeln, Martin Buber, Christine Lavant seid begrüßt. In vielen Gedichten hast Du dieses Faktum in vielerlei Worten ausgedrückt. Nicht nur Du. Bücher aus den Regalen meiner Frau.

Wie lebe ich nun, da ich allein bin? *Zurückgelassen*. Ich hasse den Satz „die Hoffnung stirbt zuletzt“. Otto Schenks *kruder Optimismus gegen alle Vernunft*. Ich bin nicht optimistisch. Nicht mehr. Es ist alles gestorben. Ich suche auch keine neue Frau. Jeden einzelnen Tag komme ich mit dem

Alleinsein zurecht. Ich muss aufstehen, mich waschen, anziehen, die Maske für draußen anlegen und tragen, die Dinge tun, die zu tun sind. Muss es. Die schwere Arbeit bleibe immer, bedeute Ruhe und Zuverlässigkeit, war das Lebensmotto meine Mutter. Nach Hause kommen, duschen, kochen, essen, Löffel für Löffel, Gabel für Gabel, Messerschnitt nach Messerschnitt, mich ausruhen, Kraft schöpfen, schlafen, mit den Gedanken diszipliniert umgehen. Ich muss schreibend leben, weil irgendein Gesetz in mir oder außer mir es mir aufträgt. Muss es. Nur so lebe Ich. Hätte ich die Wahl, damit aufzuhören?

Ich hätte die Wahl, mein Leben zu beenden. Diese Entscheidung habe ich in viel jüngeren Jahren getroffen. Was immer geschieht, diesen leichten Ausweg rechts ab von der Bühne wählte ich nie. Ich habe weitergelebt trotz alle Vernunft meinetwegen, lieber Otto Schenk, trotz Gewalt und Grenzverletzendem, Betrug und Verlassenheit, Vertrauensverlust und Hoffnungslosigkeit, vielerlei Neubeginns und immer wieder von neuem Aufraffen und Weitermachen. Aufgeben gibt es nicht, das Lebensmotto. Bis zur völligen Neige! Und alles bis!

Wenn Sie meinen! Nun ja. Ich wäre stark, sagte ein Pastor zu mir. Seelentröster, Trauerbegleiter biederten sich an. Ich ging zu einem, der mir noch am seriösesten erschien. Männer tun das nicht? Oh doch! In meiner Verzweiflung, in dieser Not, Ödnis und Bitterkeit, Wut und absoluter Leere, diesem Nichts! Wie kann ich es beschreiben? Ich lotete systematisch alle einschlägigen Angebote aus, hockte nächtelang über Webseiten, grub mich durch Bücher über sogenannte Trauerarbeit nach dem Verlust eines Ehepartners, der großen Liebe. Die meisten beschrieben die Trauer von Witwen, von Frauen, wenige nur beschäftigten sich mit der Erfahrung von Männern. In der Historie müssen mehr Frauen gestorben sein, hatten mehr Männer zu Witwern gemacht, überlegte ich. Kindbettfieber, schlechte medizinische Versorgung, was immer. In der Literatur tritt der Witwer zumeist als vermöglicher Werber auf. Die Kinder bräuchten eine neue Mutter - das Haus eine Seele und er eine Frau im Bett. Ich wollte keine

neue Frau. Ich wollte keine neue Fülle in der Ödnis. Irgendwann warf ich den Stapel in den Müll.

Hat dieser evangelische Pastor - zum katholischen wollte ich partout nicht, fragen Sie mich nicht, warum - etwas gesehen, was mir nicht bewusst war. Ich ziehe mich am eigenen Schopf aus dem Sumpf, wie meine Mutter es beinahe tagtäglich beschrieb. Selbst tat sie es nicht. Sie ließ sich in Frustration und Schuldzuweisung, Depression und Krankheit hineinfallen und war darin untergegangen. Keinen Lichtstreif, Horizont, Strohalm ergriffen, nicht fröschelnd buttergestrampelt, wie sie es gepredigt hatte. All diese Lebensweisheiten, all diese Sätze!

Ich bin neugierig auf das Leben, im Guten wie im Gefährdendem. Noch immer möchte ich wissen, was hinter jener Ecke, jenem Berg zu finden ist. Bedeutet dies Gottvertrauen? Lebe ich einen erwachsenen „new born“ Kindheitsglauben? Nichts ist sinnlos. An wen halte ich mich? Viktor Frankl lehrte uns, erinnere ich mich an einen Besuch 1980, im todbringenden allgegenwärtig gewalttätigen Schrecken der Lager erkannt, wohnt Gott irgendwo, ob von den Menschen erfunden oder wie auch immer. Hat uns dieses *Trotzdem* gelehrt. Also lebe ich *trotzdem*.

Welche Art Leben? Ich kann der Journalistin, die mich interviewt, nicht die spannende Antwort geben, die sie wohl erwartet. Meine Gefühle sollte ich beschreiben. Sie will ihre story. Das Trauma des alternden alleinstehenden Mannes in Worte fassen, den seine Frau vielleicht verlassen hat oder wurde sie umgebracht, entführt, vergewaltigt, zerstückelt, die seit Jahren Verschollene. Das Rätsel bleibt. Keine Spur gefunden, kein zu ihr gehöriges Stück. Das absolute Nichts. Die Journalistin sucht nach der Sensation, hat alles nachgelesen, recherchiert, ist vollumfassend informiert über Verschwundene, Getötete, Verunfallte, Davongelaufene. Ob nicht doch? Nein, beantwortet der Witwer unausgesprochene weitere Fragen. Sie rückt über klaren mit einem Hauch Mitleid versehenen grauen Augen ihre Brille zurecht, streicht ihr aschgraues Haar zurück, schlägt ein Bein über das

andere, sieht auf ihr Smartphone und hin zum Kameramann, der schräg hinter ihr steht, nickt. Mehr wäre nicht zu holen, deutet er. Der nächste Termin warte. Sie sieht sich einem trotzdem lebenden Mann gegenüber, der klar nur über Ödnis zu sprechen hat. Sie würde gern wiederkommen, nächstes Jahr und setzt hinzu, ob sie etwas für mich tun könne?

Wie soll ich dieser jungen, ach so jungen, apfelwangigen ehrgeizigen Frau, die nach Leben, Fruchtbarkeit und etwas Blumigen duftet, von dieser sich in Gänge von Elend verzweigenden Höhle, dieser wabernden Schwärze, nein, nicht Schwärze, bleiernem undurchdringlichen nebligen Grau, diesem unsäglichen Nichts sagen? Ich finde selbst zu keinem Begreifen, zu keinen Worten. Ich agiere Schritt für Schritt, von Augenblick zu Augenblick. In einem Monat, in einem Jahr wird sie mich oder eine andere ebenso junge, chice attraktive Ehrgeizige wird fragen. Austauschbar die Fragende, konstant bleibend der Nicht-Antwort-Gebende. Was muss ich über das Nichts zu sagen haben? Muss ich?